



*Die Nächte
der
Aphrodite*

Daria Charon

Weltbild

Die Nächte der Aphrodite

Die Autorin

Daria Charon verbrachte im Anschluss an ihr Völkerkunde- und Romanistikstudium längere Zeit in Frankreich und verdingte sich in weiterer Folge als Reiseleiterin, Fremdenführerin, Köchin, Datenmanagerin und Teilhaberin einer Hundepension. Sie mag Schokoladenfondue, Männer mit blauen Augen und den Spätsommer in der Provence. Sie ist verheiratet und lebt südlich von Wien.

Daria Charon

Die Nächte der Aphrodite

Erotischer Roman

Weltbild

Besuchen Sie uns im Internet:

www.weltbild.de

Genehmigte Lizenzausgabe für Weltbild Retail GmbH & Co. KG,
Steinerne Furt, 86167 Augsburg

Copyright der Originalausgabe © 2010 by Bastei Lübbe AG, Köln

Umschlaggestaltung: *zeichenpool, München

Umschlagmotiv: www.shutterstock.com (© Luba V Nel; © rooker)

Gesamtherstellung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in the EU

ISBN 978-3-95569-682-5

2018 2017 2016 2015

Die letzte Jahreszahl gibt die aktuelle Lizenzausgabe an.

Prolog

Henri, der zwölfte Herzog von Mariasse, zog den bodenlangen Zobelmantel enger um sich und unterdrückte ein Gähnen. Es war entschieden zu früh, um überhaupt schon aufgestanden zu sein, geschweige denn, durch die in diesem Jahr ungewöhnlich kühle Dezemberluft zu stolpern.

Er grub die Hände tiefer in die Manteltaschen. Sein Magen knurrte lauter, als seine Schritte auf den kiesbestreuten Wegen von *Belletoile* knirschten. André, einer der Gärtner, und Léon, der zweite Kammerdiener, liefen so schnell, dass er Mühe hatte, ihnen zu folgen.

Der Weg führte zum Großen Seerosenteich, und wie der Herzog mit zusammengekniffenen Augen erkannte, hatte sich am Steg, wo im Sommer die Ruderboote lagen, eine Gruppe Männer versammelt.

Unbehagen kroch seinen Rücken hinauf und vertrieb Kälte und Hunger. Die Beharrlichkeit, mit der man ihn geweckt, und die Eile, mit der man ihn in seine Kleider gestopft hatte, hätte ihm zu denken geben müssen. Allerdings fing sein Gehirn erst in diesem Moment an, sich in Bewegung zu setzen.

Als sie den Steg erreichten, wichen die dort versammelten Männer – alles Arbeiter von *Belletoile* – zurück und zogen ehrfurchtsvoll ihre Hüte und Kappen vom Kopf. Der Herzog bemerkte es nicht, denn seine Aufmerksamkeit galt einer auf den Holzplanken ausgestreckten Frau. Ihr Kleid war tropfnass, ihr Gesicht weiß wie Kerzenwachs, und die blick-

losen Augen starrten in den grauen Himmel. Tot, daran gab es keinen Zweifel.

»Wer ist sie?«, fragte der Herzog und blickte von der Toten auf. Die Männer drehten noch immer ihre Kappen in den Händen.

»Sie ist Amélie, die Tochter vom alten Bernard«, sagte schließlich einer von ihnen. Sein Atem bildete eine weiße Wolke in der Kälte.

»Von Bernard, dem ersten Kammerdiener?« Der Herzog konnte nicht verhindern, dass die Bestürzung über diese Mitteilung in seiner Stimme widerhallte. Bernard war nur wenig älter als er selbst und ein wahrer Bär von einem Mann. Seine Familie stand seit Generationen bei den Herzögen von Mariasse in Diensten. Allerdings hatte Bernard in diesem Leben nicht viel Freude erfahren. Alle seine Kinder waren in den ersten Wochen nach der Geburt verstorben. Nur Amélie hatte überlebt. Dafür hatte der Allmächtige in seiner unergründlichen Weisheit beschlossen, ihre Mutter noch aus dem Kindbett zu sich zu holen. Das war vor etwa sechzehn Jahren gewesen.

Der Gedanke, dem vom Schicksal ohnehin geschlagenen Mann mitteilen zu müssen, dass er jetzt auch seine Tochter verloren hatte, verwandelte den Magen des Herzogs in ein Stück Eis.

»Ein Unfall?«, fragte er heiser, während er den Blick erneut auf die Tote richtete. Sie trug keinen Mantel, keine Jacke, als wäre sie nur kurz nach draußen gelaufen.

Schweigen antwortete ihm. Schließlich hockte sich einer der Männer nieder und schob den Bund des Rocks ein Stück nach unten. Gerade so weit, dass man den deutlich gerundeten Leib des Mädchens sehen konnte.

Der Herzog fluchte unhörbar. So viel zum tragischen Unglücksfall. Das Mädchen war ins Wasser gegangen, weil es die Schande nicht ertragen hatte. Das erklärte auch den fehlenden Mantel. Wie dumm, wie unsagbar dumm. Das Leben wegzwerfen wegen einer solchen Lappalie. Wäre sie zu ihm gekommen, er hätte eine Lösung gefunden. Und jede Lösung wäre besser gewesen, als jene, die Amélie gewählt hatte.

»Deckt sie zu und bringt sie ins Haus«, befahl er barsch und wandte sich ab.

»Euer Gnaden, jemand muss es Bernard sagen.«

Sie wussten alle, dass er derjenige war. Der Herzog von Mariasse, der allmächtige Herrscher über einen nicht gerade kleinen Landstrich im *Languedoc* samt dem märchenhaften *Belletoile*, das einem König würdig gewesen wäre. Und einem König gleich hielt er die Hand schützend über seine Untertanen, über die Bewohner, die Arbeiter, ja sogar die Gäste seines Anwesens. Er trug die Verantwortung für ihr Wohlbefinden, und wenn es einem grausamen Schicksal gefiel, einen aus ihrer Mitte zu reißen, dann war es seine Pflicht, zu handeln. Eine Pflicht, die er nicht delegieren würde. Obwohl er es konnte.

Er straffte die Schultern, drehte sich aber nicht um. »Ich werde mich darum kümmern. Holt den Pfarrer.«

Einer der Männer trat einen Schritt vor und neigte demütig den Kopf, ehe er zu sprechen anfang. »Euer Gnaden, der Pfarrer wird nicht kommen. Nicht, wenn sie den Freitod gewählt hat. Dann sind ihr die Sakramente ebenso verwehrt wie ein Platz im Familiengrab.«

Jetzt drehte sich der Herzog doch um. Die Bedächtigkeit der Bewegung täuschte die Umstehenden. Denn als sie den

Ausdruck auf seinem Gesicht sahen, wichen sie wie ein Mann vor ihm zurück. »Amélie wird die Sakramente erhalten, und sie wird an der Seite ihrer Mutter begraben werden. Dafür werde ich sorgen. Und wenn es das Letzte ist, was ich tue. Oder was der gottverdammte Pfarrer tun wird.«

Elaine schloss die Augen, als sich Armand über sie beugte. Sein Mund berührte ihre Lippen zuerst sacht, dann drängte er seine Zunge dazwischen und forderte sie auf, den Kuss zu erwidern. Nur zu gern erfüllte Elaine diese Forderung. Ihre Arme flochten sich um seinen Nacken, und sie stöhnte unwillkürlich auf, als er sie tiefer ins weiche Heu drückte. Trotz des Verlangens, das sich in ihrem Körper ausbreitete, und der undurchdringlichen Dunkelheit in der Scheune achtete sie darauf, dass ihr dichtes blondes Haar die rechte Hälfte ihres Gesichts bedeckte und dass sie ihren Kopf leicht zur Seite drehte. Weg von Armand.

Diese Bewegung war ihr in Fleisch und Blut übergegangen, seit sie zum ersten Mal in das entsetzte Gesicht der Nachbarin geblickt hatte. Damals war sie vier Jahre alt gewesen und durfte nach dem tragischen Vorfall erstmalig das Haus verlassen. Durch eine unvorsichtige Bewegung war ein Topf mit kochendem Wasser auf dem Herd umgekippt und hatte Elaines rechte Gesichtshälfte und die Schulter verbrannt. Sie selbst konnte sich nicht mehr genau daran erinnern, wie es passiert war, und auch die nachfolgenden Wochen verschwanden in einem trüben Nebel. Das Einzige, was sie in den dunklen Winkeln ihres Gehirns fand, wenn sie daran dachte, war Schmerz und wieder Schmerz. Später erzählte ihr die Mutter, dass ihr der Pfarrer bereits das Sterbesakrament gespendet hatte, denn niemand glaubte daran, dass sie überleben würde.

Sie starb nicht, doch der Preis dafür war so hoch, dass

Elaine immer häufiger wünschte, in einem kalten Grab zu liegen, statt tagtäglich in den Gesichtern der Menschen Erschrecken, Ekel, Angst und Abscheu lesen zu müssen. Auch in ihrer eigenen Familie fand sie keinen Trost. Ihre Mutter Claire gebar ein Kind nach dem anderen, einige davon blieben sogar am Leben. Aber sie hatte keine Zeit, ihrer ältesten Tochter die Zuwendung zu geben, die Elaine ausreichend Selbstbewusstsein vermittelt hätte, um ihr Schicksal akzeptieren zu können. Ihr Vater nahm keines der Mädchen wirklich zur Kenntnis – bis zu ihrer Vermählung waren sie nichts als unnütze Esser –, und wenn er sie einmal ansah, dann spürte sie die Geringschätzung in diesem Blick, denn es war klar, dass kein Mann um sie anhalten würde. So verkroch sie sich im Haus, lernte Kochen und Nähen und kümmerte sich um die neugeborenen Geschwister. Im Sommer arbeitete sie mit den anderen auf den Feldern, aber sie ging weder sonntags zur Kirche noch besuchte sie die hin und wieder stattfindenden Dorffeste. Ihre Zukunft lag nüchtern vor ihr – sie würde im Haus ihrer Eltern bleiben und für sie sorgen, bis sie starben. Dann würde sie auf die Mildtätigkeit ihres Bruders Antoine und dessen Frau angewiesen sein, um weiterhin ein Dach über dem Kopf zu haben. Bis zu ihrem eigenen Tod.

Dieser Weg schien so unverrückbar vorgegeben zu sein, dass Elaine vor lauter Verzweiflung heiße Tränen weinte, wenn sie nachts in ihrem harten Bett lag.

Deshalb war es ihr wie ein Wunder erschienen, als Armand anfang, sich während der Arbeit auf den Feldern mit ihr zu unterhalten. Misstrauisch war sie ihm ausgewichen, aber er ließ sich nicht abweisen, sondern folgte ihr unbekümmert

und setzte sich sogar während der Brotzeit zu ihr. Er behandelte sie, wie er alle anderen behandelte, scherzte ungezwungen mit ihr, und das alleine reichte, um sie süchtig nach seiner Gegenwart zu machen.

Armand Lebrun kam nicht aus Trou-sur-Laygne, nicht einmal aus der Auvergne. Er war Tagelöhner und zog von Ort zu Ort. Elaine hörte ihm gerne zu, wenn er berichtete, wo er schon überall gewesen war. Er konnte mit Worten wunderschöne Bilder malen, die ihre eigene Fantasie mit Leben ausschmückten. Als er sie das erste Mal geküsst hatte, heimlich hinter dem Scheunentor, war sie vor lauter Glück beinahe zersprungen. Die Tatsache, dass er ihr fast zwanzig Jahre voraushatte, schob sie beiseite, denn sein Körper war der eines Mannes, der immer an der frischen Luft gearbeitet hatte. Muskulös und zäh, dunkel gebräunte Haut über strafem Fleisch. Wenn seine starken Arme sie umschlossen, fühlte sie sich beschützt und geborgen und konnte alle ihre Sorgen vergessen.

Sie zierte sich nicht lange, als es darum ging, intimere Bande zu knüpfen. Ihre Sehnsucht, endlich jemanden für sich zu haben, endlich Zärtlichkeit zu empfangen und zu geben, überwog alle Vorsicht und Vernunft. Fast jeden Abend traf sie sich mit Armand. Meist in der Scheune, manchmal auch im Wald. Sie begann zu träumen, dass auf ihrem Weg doch noch etwas anderes liegen könnte als die Pflichten im Elternhaus.

Armands Zähne reizten ihre empfindlichen Brustwarzen. Das Feuer in ihrem Körper zentrierte sich zwischen ihren Schenkeln. Zwar war der Geschlechtsakt für sie nicht völlig abwegig gewesen, schließlich wuchs sie mit reichlich Viehzeug

auf. Aber sie hatte nicht gewusst, dass es dabei Gefühle wie diese gab. Diese gleißende Erregung, die schließlich in hellen Sternschnuppen verglühte. Sie verdankte Armand diese Erfahrung, und alleine dafür würde sie ihn immer lieben.

Ihre Hände glitten über seinen schweißfeuchten Nacken und über die kräftigen Schultern. Er hatte sein Hemd längst abgelegt. Sie durchkämmte das dichte krause Haar auf seiner Brust, leckte seine kleinen Brustwarzen, bis sie hart wie Kieselsteine waren und sich dumpfes Stöhnen in seine Atemzüge mischte. Seine Erektion presste sich gegen ihren Schenkel, und sie erschauerte. Seit sie mit Armand zusammen war, fühlte sie sich lebendig. Als wäre sie aus einem tiefen Schlaf erwacht.

Schwielige Finger strichen über ihre Beine. Ihr Rock rutschte höher, als sie bereitwillig die Knie öffnete. Mit bebenden Händen zog sie das Band seiner Hose auseinander und umfasste sein heißes, samtiges Glied, das sich ihr ungeduldig entgegendrängte. Ein paar Mal ließ sie die Faust auf und ab gleiten, wie er es ihr gezeigt hatte, dann presste sie sich an ihn und rieb ihren Unterleib in kleinen, aufreizenden Kreisen an ihm. Erregung ließ ihr Blut kochen und hüllte ihren Verstand in dichten Nebel.

»Du bist so heiß und nass, meine süße Kleine. Ich mag es, wenn du dich vor lauter Geilheit windest. Willst du mich haben?«, flüsterte Armand an ihrem Ohr.

Elaine nickte. Sie spürte, wie er über ihre sehnsüchtig klaffende Spalte strich und wölbte sich ihm entgegen.

»Du kannst es wohl gar nicht mehr erwarten, dass ich dich aufspieße.« Er schob sich über sie und Elaine stöhnte. Wie von selbst schlangen sich ihre Beine um seine Hüften. Seine Stimme

wurde heiser vor Verlangen. »Ich konnte den ganzen Tag an nichts anderes denken, als endlich in dir zu sein. Tief in dir.«

Er stieß zu, und Elaine erzitterte unter der Wucht seines Stoßes. Ihre Körper klatschten mit immer schneller werdenden Schlägen in einem zügellosen Rhythmus aufeinander. Abrupt krallten sich seine Finger in ihr Haar und rissen ihren Kopf zurück, ehe er ihren Mund mit einem heiseren Aufschrei plünderte. Sie kam im selben Moment mit heftigen Kontraktionen, die noch andauerten, als er sich aus ihr zurückzog, um seinen Samen auf ihren Bauch zu spritzen.

In der Stille hallte ihr gemeinsames Keuchen. Es war der Moment, in dem Elaine die Dunkelheit immer verfluchte. Sie hätte so gerne sein Gesicht gesehen, in dem sich Lust und Befriedigung spiegelten. Aber die Scheune oder der Wald blieben die einzigen Orte, an denen sie sich unentdeckt treffen konnten. Eine Lampe war zu gefährlich, einerseits wegen des trockenen Heus, andererseits, weil sie damit Aufmerksamkeit erregen würden.

Schemenhaft sah sie Armand zwischen ihren Beinen knien. Wie immer wischte er seinen Samen mit einem Taschentuch weg. Dann küsste er sie. »Ich muss gehen, die anderen werden sonst misstrauisch.«

Auch diesen Satz kannte sie. »Natürlich, Armand.«

Gedämpfte Geräusche verrieten, dass er sich anzog. Sie biss sich auf die Unterlippe, aber diesmal konnte sie nicht schweigen. »Du wirst mich doch mitnehmen, wenn du weiterziehst. Nicht wahr, Armand?«

Leises Lachen war die Antwort. »Ich habe es dir doch versprochen, meine süße Kleine. Wie könnte ich auch nur einen Tag ohne dich sein? Wenn wir mit der Ernte fertig sind, ge-

hen wir gemeinsam nach Burgund, dort beginnt die Weinlese. Du wirst die Arbeit mögen, sie ist lange nicht so anstrengend wie das Tagewerk auf den Feldern.«

Beruhigt schloss Elaine die Augen. Er hatte es versprochen. Und er konnte ohne sie nicht sein, das hatte er ihr gerade bewiesen. »Ich will aber, dass du mit meinen Eltern sprichst, bevor wir gehen.«

»Natürlich, Elaine. Aber das hat ja noch Zeit.« Er küsste sie auf den Mund. »Wir sehen uns morgen.«

Ein paar Schritte, dann der dumpfe Ton der zuschlagenden Scheunentür und sie war alleine. Seufzend strich sie den Rock nach unten und schloss die Knöpfe ihrer Bluse. Dann ließ sie sich wieder ins Heu sinken. Sie wollte nicht zurückgehen, in ein kaltes, hartes Bett. In ein Haus, in dem man weder auf sie wartete noch sie vermisste. Also kroch sie tiefer ins Heu und schloss die Augen. In dieser Nacht würde sie wunderschöne Träume haben, und mit etwas Glück würden sie wahr werden.

Als Elaine am nächsten Morgen das Elternhaus betrat, traf sie niemanden an. Erst da fiel ihr ein, dass es Sonntag war und sich alle auf dem Weg zur Kirche befanden. Sie entfachte das Feuer im Herd, stellte einen Topf mit Wasser darauf und fing an, die leeren Schüsseln vom Frühstück in einen großen Eimer zu stapeln.

Gerade als sie fertig damit war, die Stube zu fegen, hörte sie, wie das Fuhrwerk vor dem Haus hielt. Einen Augenblick später stürmten ihre beiden Schwestern in den Raum. »Elaine, wir haben einen Brief von Marie bekommen. Der Pfarrer hat ihn uns vorgelesen«, rief Simone, und Véronique schwenkte ein dicht beschriebenes Blatt in der Hand.

Elaine stützte sich auf den Besenstiel. »Tatsächlich? Marie kann schreiben?«, fragte sie zweifelnd.

Die beiden Mädchen nickten eifrig. »Ja. Sie ist nicht mehr in Paris. Sie hat einen Adligen geheiratet und lebt auf einem Schloss in der Provence.«

Ungläubig sah Elaine von Simone zu Véronique. »Marie? Unsere Marie?«

»Ja. Sie heißt jetzt Madame de Rossac. Ihr Mann ist der Chevalier de Rossac. Sie haben Weinberge und Obstplantagen und Pferde. Marie trägt lauter wunderschöne Kleider und hat eine Zofe! Stell dir das nur vor!«

Elaine ließ sich auf einen Stuhl sinken. Vor fast zwei Jahren hatte die Marquise de Solange auf ihrer Reise in Trou-sur-Laygne Halt gemacht und Marie nach Paris mitgenommen. Sie wollte ihr eine Anstellung in einem vornehmen Haushalt besorgen. Seither hatten sie nichts mehr von Marie gehört. Bis zu diesem Moment.

»Marie hat ihr Glück gemacht.« Claire Callière nahm ihre Haube ab und faltete sie sorgfältig zusammen. »Meine Gebete sind erhört worden.«

»Hättest du nur für mich gebetet«, sagte Simone vorwurfsvoll.

Ihre Mutter drehte sich zu ihr um. »Das habe ich. Und vielleicht ist das der Grund, dass du in zwei Wochen Cléments Frau wirst und das Kind in deinem Bauch doch noch einen anständigen Namen bekommt.« Die Entgegnung kam so scharf, dass Simone die Augen niederschlug.

»Was schreibt Marie sonst noch?«, fragte Elaine, um der Situation die Spitze zu nehmen.

»Sie will uns besuchen kommen. Im nächsten Sommer.«

Véronique hielt ihr den Brief entgegen und Elaine nahm ihn, obwohl sie ebenso wenig lesen konnte wie der Rest ihrer Familie.

Ein leichter Duft haftete dem Papier an, und sie atmete ihn fasziniert ein. Sehnsüchtig betrachtete sie die regelmäßigen Schlaufen und Kringel auf dem elfenbeinfarbenen Blatt. Ein Bote aus einer anderen Welt. Ein Zeichen, dass es tatsächlich etwas anderes gab, als die Felder von Trou-sur-Laynne und die Enge dieser Hütte.

Und mit Armand würde sie die Gelegenheit bekommen, das alles mit eigenen Augen zu sehen. Sie fühlte sich plötzlich leicht und unbeschwert.

Die Tür fiel ins Schloss. Ihr Vater ließ sich auf die Bank fallen und streckte missmutig die Beine aus. Offensichtlich war er von Maries Aufstieg weit weniger beeindruckt.

»Die Tagelöhner, die bei Luc Serrant untergebracht sind, haben sich allesamt aus dem Staub gemacht. Gestern, nachdem er sie bezahlt hatte. Dabei ist die Ernte noch lange nicht eingebracht. Luc ist so wütend, dass er sich beinahe darangemacht hätte, das Pack zu verfolgen.« Er ließ seine Blicke über die Mädchen wandern. »Das heißt, ihr müsst euch noch mehr anstrengen. Antoine versucht gerade, in Moulard und Dabras Arbeiter zu finden.«

Langsam sickerten die Worte in Elaines Verstand, und sie begriff deren Inhalt. »Die Männer von Luc Serrant sind ... weg?« Ihre Stimme klang unnatürlich hoch.

Ihr Vater sah sie an und runzelte die Stirn. »Das habe ich doch gerade gesagt.«

»Alle?« Das Wort hing in der Luft. Die Augen der gesamten Familie waren auf sie gerichtet. Sie spürte eine unausgesprochene Welle von Erstaunen, Verachtung und Mitleid über sich

zusammenschlagen. Der einzige Gedanke, der sie beherrschte, war Flucht. Sie stürzte zur Tür und rannte hinaus ins Freie. Beim Hühnerstall blieb sie stehen und lehnte sich zitternd an die Holzwand. Konnte Armand sie getäuscht haben? War alles nur eine Lüge gewesen? Tränen liefen über ihre Wangen. Sie hatte ihm geglaubt. Sie hatte ihm jedes elende Wort geglaubt, mit dem er ihr den Verstand zugekleistert hatte. Weil sie glauben wollte. Weil sie es hören wollte. Weil sie einmal in ihrem Leben für jemanden begehrenswert sein wollte.

»Elaine?« Die Stimme ihrer Mutter veranlasste sie, die Augen zu öffnen. Egal, was sie gehofft hatte, der Ausdruck auf Claire Callières Gesicht ließ keinen Zweifel darüber zu, dass sie von dieser Seite weder Hilfe noch Trost zu erwarten hatte.

»Hast du Schande über uns gebracht?«

Die Worte fuhren wie ein Messer in Elaines Leib. Deutlicher hätte ihre Mutter das Einzige, was Bedeutung hatte, nicht aussprechen können.

Sie schluckte und versuchte zu antworten. Allerdings gelang ihr das erst mit dem dritten Anlauf. »Ich bin entstellt. Hast du das vergessen, Mutter?«, fragte sie bitter. »Welcher Mann sollte mich wohl beachten?«

»Männer, die von Dorf zu Dorf ziehen, scheren sich nicht darum, wie eine Frau aussieht, die die Beine für sie breit macht. Warum sollten sie auch?«

Jedes Wort brachte die Narben auf Elaines Gesicht und ihrer Schulter zum Schmerzen. Das Gefühl der Demütigung kroch wie eine Spinne über ihren Körper und drohte sie zu verschlingen.

»Mutter ...«, begann sie, aber ihre Stimme brach.

Die Mundwinkel ihrer Mutter zogen sich nach unten. »Was

habe ich da großgezogen? Hat keine meiner Töchter Anstand? Simone lässt sich von Clément schwängern, Véronique macht allen schöne Augen, die Hosen tragen, und sogar du kannst deine Beine nicht geschlossen halten.« Mit vor der Brust verschränkten Armen fuhr sie fort. »Was soll werden, wenn er dir einen Bastard in den Bauch geschoben hat?«

»Das hat er nicht«, schrie Elaine voller Wut und Verzweiflung. »Er sich nicht in mich ergossen.«

Ihre Mutter lachte hart. »Auf diese Art habe ich alle meine Kinder empfangen, du Närrin.«

Elaine blickte sie durch den Nebel der Tränen an. Noch nie zuvor hatte ihre Einsamkeit sie so überwältigt wie in diesem Augenblick. Hier konnte sie keine Hilfe und kein Verständnis erwarten. Sie war die Schuldige, nicht der Mann, der sie belogen und ausgenutzt hatte.

»Dein Vater erschlägt dich, wenn du einen Bastard in deinem Bauch hast.«

Ihr Vater würde sie vermutlich erschlagen, sobald er dahinterkam, dass sie sich mit einem der Tagelöhner eingelassen hatte, ganz egal, ob sie ein Kind trug oder nicht.

»Ich werde gehen, Mutter, mach dir keine Gedanken. Keiner muss meine Anwesenheit und mein Gesicht noch länger ertragen.« Jetzt, da sie es ausgesprochen hatte, fühlte sie plötzlich nichts als Erleichterung.

Ihre Mutter stemmte die Hände in die Hüften und sah sie abschätzend an. »Und wo willst du hingehen?«

Als ob es sie kümmern würde. Als ob es irgendjemanden kümmern würde. Elaine holte tief Atem. Mit der Luft, die in ihre Lungen strömte, strömte auch neue Kraft in sie. »Das lass meine Sorge sein.«

Die Frau wand sich unter ihm und wölbte ihm ihren Körper entgegen, damit er noch tiefer in sie stoßen konnte. Ihr kehliges Stöhnen feuerte ihn an, das Tempo zu erhöhen. Schweiß tropfte von seiner Stirn auf ihre vollen Brüste. Er schloss die Augen und sah endlich das Gesicht, das er immer sehen wollte, wenn seine Erregung eine bestimmte Grenze überschritten hatte.

Fingernägel krallten sich in seine Schultern, und er biss die Zähne zusammen, bis er spürte, dass sich ihr heißer Schlund um ihn krampfte. Sie schrie einen Namen, der nicht seiner war, und er versuchte mit aller Kraft, ihr auf den Gipfel zu folgen. Und scheiterte dabei wie alle Male zuvor.

Keuchend lagen sie aufeinander. Als sich sein Herzschlag verlangsamte, rollte er sich von ihr herunter und blieb mit geschlossenen Augen auf dem Rücken liegen. Es fiel ihm immer schwer, sie so unmittelbar nach ihrer Vereinigung anzusehen, denn das hieß, das Gesicht aus seiner Fantasie endgültig durch die Realität zu ersetzen.

Zum Glück drängte sie ihn nicht. Vermutlich weil es ihr ähnlich erging. Er war nicht der Mann, den sie wirklich wollte, aber er war der Mann, der da war.

»Reitest du zurück, oder bleibst du zum Abendessen?«, fragte sie nach einer Weile.

Auch diese Frage war nur Kulisse, denn sie kannte die Antwort. »Heute nicht, Ghislaine. Vielleicht ein anderes Mal.«

Sie zuckte mit den Schultern und räkelte sich dann provozierend auf den zerwühlten Laken. »Wie du willst, Troy.«

Ihr Körper war der einer vollerblühten Frau, die alle Facetten der Liebe kannte. Während er sie betrachtete, meldete sich wieder sein Gewissen. Noch immer verstand er nicht, wie es dazu hatte kommen können, dass er im Bett der ehemaligen Geliebten seines Bruders lag. Nachdem Tris mit seiner Frau Marie im letzten Herbst *La Mimosa* hatte verlassen müssen, blieben Ghislaine und er zurück. Obwohl Ghislaine die Beziehung zu Tris nach dessen Heirat beendet hatte, hörte sie nicht auf, seinen Bruder zu lieben. Ebenso wenig, wie er selbst Marie aus seinem Herzen verbannen konnte. Natürlich hatte sie nichts davon gewusst. Damit hatte er sich wenigstens die Erniedrigung erspart, die ihr Mitleid unweigerlich mit sich gebracht hätte.

Aber Ghislaine wusste es. Spätestens seit er in ihrer ersten Nacht im Taumel der Lust »Marie« gestöhnt hatte. Es kümmerte sie nicht, denn auch sie schlief nicht mit ihm, sondern mit Tris. So lagen sie zu viert in einem Bett, in das nur zwei gehörten.

Er wusste, dass die Situation ihn langsam, aber sicher zerstören würde. Und auch wenn Ghislaine es nicht zugab, litt sie ebenso. Das Ganze musste aufhören. Wie oft nahm er sich vor, nicht mehr zum Schloss Plessis-Fertoc zu reiten, aber immer wieder lockte es ihn aus der Einsamkeit von *La Mimosa* fort, in Ghislaines Bett. Nur auf diese Weise sah er sich imstande, die Sehnsucht nach seinem verlorenen Leben und seiner verlorenen Liebe zu überwinden. Wenn er bei Ghislaine war, konnte er kurz vergessen, dass nichts in seinem Leben so lief, wie es seiner Ansicht nach laufen sollte.

Für ihn war *La Mimosa* samt den Weinbergen und Plantagen immer bedeutungslos gewesen – für seinen Bruder Tris dagegen war es der Inhalt seines Lebens. Einzig Marie hatte er mehr geliebt als das Gut. Doch das Schicksal gönnte keinem von ihnen mehr als eine winzige Atempause. Tris musste mit Marie Hals über Kopf das Land verlassen, nachdem er des Mordes an einem königlichen Neffen beschuldigt wurde.

Und damit fand sich Troy völlig unverhofft in Fußstapfen wieder, die so groß waren, dass er darin ertrank. Er konnte nicht länger seinen geliebten Lebenstraum beweinen, sich nicht länger in Schwermut flüchten, denn er hatte Tris sein Wort gegeben, *La Mimosa* zu bewahren. Für den unwahrscheinlichen Fall seiner Rückkehr oder für die nachfolgenden Generationen. Der letzte Gedanke lähmte ihn noch immer vor Angst. Er wollte keine Kinder, hatte nie welche haben wollen, und noch viel weniger sehnte er sich nach einer Ehe. Die Bürde dieser Verantwortung stand drohend am Horizont, und er wusste genau, dass er sich ihr irgendwann beugen musste.

Im Gegensatz zu Tris hatte er sich nie für Frauen interessiert. Da er sein Leben lang davon geträumt hatte, Theologie zu studieren und Priester zu werden, vergrub er sich lieber zwischen Büchern und Schriften, als den Rücken der Umgebung nachzujagen. Erst durch Marie hatte er entdeckt, was körperliches Verlangen bedeutete, und sich gleichzeitig dafür gehasst, seine Liebe mit derart schmutzigen Gedanken zu besudeln.

Ein paar Tage, nachdem Tris und Marie *La Mimosa* verlassen hatten, tauchte Ghislaine beim ihm auf. Wie üblich war er betrunken gewesen. Was genau passierte, entzog sich sei-

ner Erinnerung. Aber am nächsten Morgen lag sie neben ihm in seinem Bett und erstickte jede Diskussion mit einem Kuss, der seine Nervenenden versengte.

Damit hatte es angefangen, und obwohl es keinen Zweifel daran gab, dass Ghislaine sich der Absurdität der Situation ebenso bewusst war wie er, konnten sie nicht damit aufhören, sich aneinanderzuklammern.

Schweigend schlüpfte er in seine Kleider und spürte dabei Ghislaines Blicke auf seinem Körper. Vermutlich verglich sie ihn mit Tris, und vermutlich war er auch hier nur zweite Wahl.

Er schloss die Knöpfe der Jacke und ging zum Bett, um Ghislaine zum Abschied zu küssen. Sie ließ zu, dass er ihre Wange mit seinen Lippen berührte, und zog dann das Laken über die Brust. »Lebwohl, Troy. Bis ... demnächst.«

Er nickte und wandte sich mit steifen Schritten zur Tür. Zu seiner Erleichterung war auf dem Flur niemand zu sehen. Natürlich wussten alle im Haus von seiner Beziehung zu Ghislaine, aber trotzdem bevorzugte er es, das Anwesen zu verlassen, ohne jemandem zu begegnen. Tatsächlich gelang es ihm, unbemerkt die Stallungen zu erreichen. Erleichtert schob er das Tor auf.

»Troy.« Die Stimme hallte über den Hof. »So warte doch!«

Unwillkürlich zog er die Schultern hoch und blieb stehen. Noch ehe er sich umdrehte, wusste er, wer ihn gerufen hatte: Der Comte du Plessis-Fertoc, Ghislaines schwachsinniger Gatte, der mit fünfunddreißig Jahren über das Gemüt eines Fünfjährigen verfügte.

Gottergeben wandte er sich um. »Jacques, wie schön, dich zu sehen.«

Der Riese blieb vor ihm stehen und grinste ihn fröhlich an. »Ich freue mich auch. Hast du etwas von Tris gehört? Wann kommt er denn wieder zurück?«

Jedes Mal, wenn sie sich trafen, dieselbe Frage. »Ich weiß es nicht, Jacques, aber ich werde dir sofort berichten, wenn ich Nachricht von ihm erhalte.«

Der Mann zog eine Schnute. »Versprochen?«

»Versprochen.«

Jacques' Pranken klatschten erfreut aneinander. »Das ist gut. Ich gehe jetzt mein Pferdchen Diabolo besuchen. Tris wird stolz auf mich sein, wenn er zurückkommt und sieht, was ich ihm schon alles beigebracht habe.«

Ohne auf eine Antwort zu warten, rannte der Comte du Plessis-Fertoc an Troy vorbei zu einem Abteil im Stall, in dem ein Rappe stand. Tris hatte ihm das Fohlen im letzten Sommer geschenkt.

Außer Ghislaine war Tris der Einzige gewesen, der mit Jacques umgehen konnte. Der Comte hatte ihn geliebt und verehrt wie einen großen Bruder. Troy dagegen beschlich in Jacques' Gegenwart immer Unbehagen. Deshalb sattelte er eilig sein Pferd und machte sich aus dem Staub, ehe der Comte auf den Gedanken verfiel, ihn zum Abendessen einzuladen.

Auf *La Mimosa* empfing ihn die gewohnte Einsamkeit. Seit er mit der Köchin einen Streit angefangen hatte, der darin gipfelte, dass ihm Suzanne ihre Schürze wutentbrannt vor die Füße geworfen hatte, lebten außer ihm nur mehr die beiden Knechte Nicolas und François ständig auf dem Gut. Den Luxus eines Kammerdieners hatten sich weder er noch

Tris gegönnt. Den Rest der anfallenden Arbeiten auf den Weinbergen und den Obstplantagen erledigten Wanderarbeiter und Tagelöhner. Um die Wäsche kümmerten sich Wäschefrauen aus Lassieux, die regelmäßig vorbeikamen.

Er hatte den beiden Knechten zwei Kammern im Haus zugewiesen, um nicht völlig alleine zu sein. Allerdings mischten sie sich lieber unter die im Gesindehaus untergebrachten Arbeiter, und so saß er abends einsam über Büchern und Weinbestellungen. Was ihn weder davon abhielt, in Erinnerungen an die Vergangenheit zu schwelgen noch diese Erinnerungen in reichlich Wein zu ertränken.

Troy ging in die Küche und holte aus der Speisekammer Butter, Schinken und den Rest des Brotlaibs, den Nicolas vor drei Tagen vom Wochenmarkt mitgebracht hatte. Lustlos trug er die Dinge hinüber in sein Arbeitszimmer und ging noch einmal zurück, da die Weinflasche vom letzten Abend so leer war wie sein Kopf.

Sicherheitshalber nahm er gleich zwei Flaschen aus der Etagere, denn sein Gefühl sagte ihm, dass es heute noch länger dauern würde als sonst, bis er all seine Dämonen ersäuft haben würde.

Mit den Weinflaschen in der Hand durchquerte er die Eingangshalle und hielt unvermittelt inne, denn neben der geöffneten Tür stand eine Gestalt. Besser gesagt, eine Frau.

Langsam kam er näher, doch statt ihm entgegenzusehen, drehte sie den Kopf seitlich, sodass er ihr Profil im Gegenlicht der tief stehenden Sonne erkennen konnte. Sein Herz setzte einen Schlag aus. Das konnte nicht sein. Niemals.

Er starrte sie an, bis er direkt vor ihr stand. Ihr Haar glänzte silbern und verhüllte die Hälfte ihres Gesichts. Die

andere, die unverhüllte Hälfte erinnerte ihn so schmerzlich an Marie, dass er kein Wort über die Lippen brachte.

»Ich ... möchte zu Marie ... Marie Callière ... oder Rossac, wie sie jetzt heißt.« Ihre Stimme klang leise und dunkel, als müsste sie sich nicht nur für ihr Eindringen hier, sondern für ihre gesamte Existenz entschuldigen.

Sie drehte den Kopf ein wenig und sah ihn aus einem blassgrünen Auge an. Er brachte noch immer kein Wort über die Lippen, sondern blickte sie nur unverwandt an.

Ihre Hand glitt in den weiten Rock und förderte ein zerknittertes Stück Papier zutage, das sie ihm entgegenhielt. »Diesen Brief hat sie mir geschrieben. Ich bin ihre Schwester.«

Er griff danach und überflog die Zeilen, ohne zu begreifen, was er da las. Maries Schwester. Deshalb die Ähnlichkeit. Sie war größer und ihr Haar war heller. Auch besaßen ihre Augen nicht die smaragdene Tiefe wie jene von Marie.

Verzweifelt versuchte er, sich zu sammeln und seinen rasenden Herzschlag zu ignorieren. Seine Finger falteten den Brief zusammen, ehe er ihn ihr wieder reichte.

»Das hier ist doch *La Mimosa*?«, fragte sie zögernd, da er noch immer schwieg. »In Lassieux sagte man mir, ich müsste nur die Straße entlanggehen.«

Er nickte, dann räusperte er sich. »Ja, das hier ist *La Mimosa*. Aber Marie ist nicht da.«

Sie ließ den Brief wieder in ihrem Rock verschwinden. »Darf ich auf sie warten?«

»Nein. Ich meine ... Marie kommt nicht ... so bald ... wieder. Sie hat das Land verlassen, gemeinsam mit ihrem Ehemann.« Seine Gedanken liefen noch immer ziellos durcheinander, und er unterdrückte einen Fluch.

Ihre Schultern sackten bei seinen Worten nach vorne. »Sie ist gar nicht mehr da?« Das Zittern in ihrer Stimme verriet, wie sehr sie diese Nachricht traf.

»Es tut mir leid.« Noch nie war er sich so linkisch vorgekommen. Gewaltsam riss er sich zusammen und besann sich auf die elementarsten Umgangsformen. »Möchtet Ihr Euch nicht setzen? Ich richte mir gerade mein Abendmahl, vielleicht wollt Ihr mir Gesellschaft leisten? Es ist nicht viel, aber ...«

Der Blick des blassgrünen Auges richtete sich auf ihn, als sähe sie ihn zum ersten Mal. »Ihr seid ...?«

»Troy de Rossac, der Bruder von Maries Ehemann Tris«, beeilte er sich zu sagen.

»Mein Name ist Elaine. Elaine Callière.« Sie versteckte ihre Hände in den Falten des braunen Rocks. Das Schweigen breitete sich zwischen ihnen aus, bis es jede Ecke des Raumes erreichte.

Troy räusperte sich. »Kommt, Ihr seid bestimmt hungrig. Ein Stück Brot, eine Scheibe Schinken und ein schöner Wein – dabei können wir uns über alles unterhalten.«

Sie sah ihn mit einem zweifelnden Blick an, dann strafften sich ihre Schultern, und sie nickte. »Etwas anderes bleibt mir kaum übrig, Monsieur de Rossac. Deshalb danke ich Euch für Euer Angebot und nehme es gerne an.«

Sie bückte sich und hob ein Bündel auf, das Troy bisher übersehen hatte. Mit einer unbewussten Geste presste sie es an die Brust, als enthielte es einen Schatz. Dann hob sie den Kopf. »Ich bin bereit, Monsieur de Rossac.«